

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanffengel.



No. 46. Ich teill juh, der Philipp, was mein Hosband is, hot arig schief gerührt, wie der Franz edspiebt, hot, daß die Geschicht mit den Brief all en Mißriet war. Dente Se emol, die Schreitement und die Vidin un die drei Dag in Bett un das all for natings, ich muß sage, es is ziemlich toff gewese. Der Philipp is awider ziemlich schmart un er ducht sich nit so leig eweg gewese. Franz, hot er gesagt, ich hen gleich so ebbs gedent un for den Kriese fin ich auch kein bitt surpreiß, ich hen nor schuhre mache gewollt. Awider was denst du jetzt zu duhn? Sell is leig, hot der Franz gesagt; du bist for zu biehme, daß ich mein Schapp nit kriegt hen un off Kohrs müht du ausduge, daß ich ebbs annerfchter kriegt, in die erste kein schein ich also mit dich, das is, was mer uff deutich sagt, ich mache mei Heim mit Euch. Wann du mich dann so wann un dann e wenig Spengeld gewise duht, denn hen ich keine Obfchedschen, o Kontroloer, ich sin einige Zeit rettie. Unner die Zirkumstanz müht du sein, daß ich nicht differenz duhn kann. Der Phil hot e langes Fehs gemacht, awider was hot er duhn könne? Ahrecht, hot er gesagt, ich denke, daß ich's noch for e Weil stende kann, awider wann du in die Meinteim e gute Heirat mache kannst, dann go ehett. O, well, hot der Franz gesagt, du brauchst du nit zu worrie drüwider, bei dich gleich ich's ganz gut un ich will gar kein besseres Heim hen. Sell fin schöne Ausficht gewese, awider der Phil hot sei zwei Auge zugedrückt un ich, well, ich hen fe auch jubride müsse. So war also der Kläs vorleig gefestelt gewese un mer hen widder zur Dagesordnung iwwergeh'n könne. So im Lauf des Dags hot der Phil e paar mol komplat, daß es so waram in den Haus war; ich hen ihn awider gesagt, daß die Nächte noch arig schillte wär; un mer müht immer noch e wenig feier hen. Do is mich uff emol e Ebidie komme. Phil, hen ich gesagt, ich denke, mir kriegt en arig friehie Spring un das riemeind mich, daß ich unner alle Umstände e netes Springbannet brauche. Do hot er gesagt, ob ich kriehig wär, bei so e Hundekalt schon an e Springbannet zu dente; er deht schon die Schülls kriegt, wann er an e Springbannet dente deht. Wisse Se, wann ich jetzt traß geworde wär, dann wär alles umfonsit gewese un da hen ich also dipplomehtid sei müsse. Phil, hen ich gesagt, du müht wisse, wann ich e Springbannet jetzt ordere, dann kann ich's nit vor sechs Woche edspedd, bitahs die Milliner fin jetzt all so biffig; wann ich's awider erlich in vier Woche ordere, dann kriegt ich's mehbie erlich for Fahil un dann brauch ich kein Springbannet mehr. Lizzie, hot der Schwabert gesagt, dann deht ich mich iwwerhaupt teins ordere. Un ich ordere mich doch eins, hen ich gesagt, un wann du dich uff de Kopp stelle duht un du duht dich for bezagle. Koffer, hot er gesagt, nat an juhr Tinneit, wann du mehbie denst, ich sin so en Fuhl un spende zwei, drei Dahler for e Springbannet, wo du mehbie drei oder vier mal juß duht, dann bist du arig mißficht. Was? hen ich gesagt, zwei, drei Dahler denst du? ich denke, du host zuviel Bierde gedreht; sag emol neun oder zehn Dahler, dann bist du nit so viel aus den Weg. Do hot der Philipp gesagt, du lache wie alles. Er hot gedent, das wär en guter Tschopf. Do hen ich sein Wort gesagt, hen mich e wenig uffgessit un sin fort. Ich sin reiteweg zu die Milliner gange un hen gesagt, was ich wollt. Mädde, hen die gesagt, wo dann ich Jone ebbs feines mache. Sie sin nit mehr so arig jung, awider dieselwe Zeit sin Sie auch noch nit alt un dabei sin Sie noch arig guffidig. Sie müsse ebbs feines hen un am beste lasse Sie die Seledchen ganz zu mich; ich pide e schönes Schapp aus un trimme Jhne en Bannet, daß Jhne Jhre Freunde stille wer'n for Tschelleffe. Den Preis mach ich Jhne so loh wie ich nur kann, wisse Sie, das Material is arig heib, awider ich fische Jhne auf, daß Se fattsit fin. Die Milliner hen ich gegliche, die hat Wihnes gemeint. Ich hen gesagt: Ahreit Mädde, mache Se mich ebbs feines un der Preis is kein Abfchicht, mein Hosband der bezahlt alles. Wann kann ich denn den Bannet edspedd? Wei, wann Sie in die Surrie fin, hot die Milliner gesagt, dann könne Se Jhne Jhr Hütdie morgo Mittag hen; off Kohrs müsse Se fattsit sein, wie's is, bitahs Tschedische kann ich's nit mehr, bitahs das wär en zu en großer Demmech for mich. Do hen ich nichts gegen sage könne un ich hen mich gefreut wie alles, daß ich schon morgo mit blohe hen könne. Ich hen das Dinner am nächste Dag früh fertig gemacht un hen mich dann gleich, wie die Dishes eweg gedahn waere, rettig

gemacht for fortzugehn. Ich hen mich dann hingehot un hen gewart, bis mei Bannet is komme. Wie das Mehdde mit die Bads is komme un ich hen den Koffer abgemacht, do sin ich den lange Weg hingefalle. Dente Se emol an, das Schep is aber ihr Strah gewese mit pint Wellwet geleind. E grünes Sitt Ribben war erum geteit, omwe druff, ganz an Tapp war en Bonch Kohles un Deshies un e weisse Fedder. An den Wellwet ware goldene Sterns angenählt. Ich hen das Bannet emol uff mein alte ropp geseht un hen in den Spiegel geukt. Ei tell juh, ich hen mich fest halte müsse. sonst wär ich gefeht. Ich hen geukt, wie e Schferhrot un ich hen die ganze Nacht Reitmehrs gehabt. Den Bannet hen ich off Kohrs reiteweg widder uffgebodet un hen ihn uff die Gerret etrage, daß ich en nit mehr gesehn hen. Sellen Nachmittag sin ich nit ausgange. Mer sollt wertlich dente, ich sollt sei bis'che Form mer hen. Mit beste Kiegarbs Yours Lizzie Hanffengel.

Krötengift.

Die Kröten sind im Großen und Ganzen so nützliche Thiere und haben so viel Nuzrecht unter der Abneigung der Menschen zu leiden gehabt, daß man sich eigentlich in Acht nehmen sollte, ihnen noch etwas Böses nachzusagen. Immerhin ist es sicher, daß sie über ein Gift verfügen. Das braucht aber kein Anlagepunkt mehr für sie zu sein, denn sie haben noch keinem Menschen durch ihr Gift geschadet, und übrigens muß man, wenn man gerecht sein will, bedenken, daß sich auch im menschlichen Körper genug Stoffe finden, die für andere Genuß von giftiger Wirkung sein würden.

Das Krötengift, das erst neuerdings eingehender untersucht ist, verdankt des Giftigkeit zwei Stoffen, die als Bufotalin und Bufonin bezeichnet werden. Wenn diese einzeln einem Frosch eingespritzt werden, so bringt des erstere dessen Herz zum Stillstand, während das letztere eine allgemeine lähmende Wirkung ausübt. Um das Gift zu erhalten, wird folgende Mittel beschrieben: Man reizt die Haut einer Kröte mit Alkohol, sammelt die ausgeschüttete Flüssigkeit mehrere Wochen lang, dampft sie ein und zieht den Rückstand mit Wasser aus. In dem unlöslichen Rest ist das Bufonin in Kristallen enthalten. Es besteht aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff. Das Bufotalin wird aus dem Rückstand des Auszugs mit Alkohol abgesehieben und wirkt als saurer giftiger Stoff auf Säugetiere in einer Dosis von 1/2 Milligramm auf jedes Kilogramm des Körpergewichts. In wie geringen Mengen jene Gifte von den Kröten ausgeschieden werden, geht daraus hervor, daß ein Forscher 1400 Kröten behandelte, um 7 Gramm von dem Bufotalin zusammenzubringen.

In falscher Gesellschaft.

Ein reicher Amerikaner hatte sich kürzlich von einem in den Londoner „Drawing rooms“ wohlbekanntem Manne einführen lassen und erhielt u. A. auch eine Einladung zu einem „At Home“ in einem Hause in Portman Square. Als er die Treppe hinauftrat, begrüßte er die ihm bisher unbekannt Gostgeberin mit unbegrenzter Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit, aber er konnte nicht umhin, über die starke Reserve zu erstaunen, die sie ihm gegenüber beobachtete. Während er über die „englische Gefühllosigkeit“ innerlich schimpfend, weiterging und sich unter die übrigen Gäste mischte, fiel es ihm auf, daß die ganze Veranstaltung doch feierlicher war, als er erwartet hatte. Er war froh, als er schließlich einen Peer bemerkte, mit dem er sich bekannt war, und beklagte sich bei ihm sofort darüber, daß die Gostgeberin sich gebärdete, als sei sie eine Prinzessin. „Selbstverständlich“, lautete die Antwort des Peers, worauf der Panteer entzückt zurückfragte: „Was meinen Sie damit? Mrs. K. ist keine Prinzessin?“ „Nein“, erwiderte ihm sein vornehmer Freund belehrend. „Aber Sie befinden sich augenscheinlich in einem Arrthum. In Portland Square sind heute Abend zwei Gesellschaften. Mrs. K. wohnt auf der gegenüberliegenden Seite, und unsere Gostgeberin ist die Herzogin von Fife, die älteste Tochter des Königs.“ Der Panteer war sprachlos vor Entsetzen, das war selbst für kein republikanisches Gemüth zu viel. „Gehschlicher Himmel“, rief er aus. „Und ich habe ihre Hand geschüttelt wie einen Pumpenschwengel.“

Wohlfahrt.

In den Städten Oesterreichs giebt es noch durchweg Odroigebühren, die bisweilen recht hoch sind. So zeichnet sich die Stadt Bozen durch hohen Ausschlag auf Fleisch und andere Lebensmittel aus. Mit Bezug hierauf war neulich am Rathhause daselbst ein Plakat angeheftet, welches einen Ochsen, einen Ferkel und einen Hund in trauriger Unterhaltung zeigte. Der Ochse: „Was bezahst du denn du Steuer?“ Der Hund: „20 Kronen pro Jahr.“ Der Ochse: „Du bist glücklicher, ich muß 12 Heller pro Kilogramm zahlen.“ Dieser zum Ferkel: „Und du?“ Der Ferkel: „Ich brauche überhaupt keine Steuer zu zahlen, ich sitze im Gemeinderathe.“

Die Schlangenprobe.

Von Herbert S. Jeans.

Lulu stammte aus Ceylon, jedoch sie war keine Singalesin. Ich glaube, ihre Mutter war eine Eingeborene, aber ihr Vater ein Engländer. Man kann sich keinen Begriff machen, wie entzündend, ich möchte sagen beherend, solch ein halbrassisches Ceylon-Mädchen sein kann und ich bin leider nicht redegewandigt genug, um das mit Worten ausdrücken zu können. Ich erinnere mich, vor vielen Jahren eine junge Halb-Indianerin gesehen zu haben. Sie kam aus dem Syde Part heraus mit zwei Kindern, die ihrer Obhut anvertraut waren, sie war also wahrscheinlich nur eine „Nah“, aber ich habe niemals ein anmutigeres, schöneres Weib gesehen. Jedoch lassen wir das und kehren wir zu unserer kleinen Erzählung zurück.

Hutchinson stellte mich Lulu bei einer Garten-Gesellschaft in Colombo vor. Ihre mandelförmigen braunen Augen waren von einer Tiefe und dabei von einer Schelmerei, die mich sofort anzog, und ich nahm an jenem Nachmittag einen gut Theil ihrer Zeit für mich in Anspruch. Das nächste Mal traf ich sie bei einem Piknik, das von Hutchinsons Schwägerin veranstaltet worden war. In einem kleinen Bergnähungs-Dampfer fuhrer wir Fluss aufwärts, und als wir beim Meeresufer zurückkehrten, gab es Musik und Gesang. Lulu, die mit mir in einer Laube saß, betheiligte sich hin und wieder an dem improvisierten Konzert. Sie sang zwei oder drei Volkslieder ohne Begleitung. Ebe der Abend vorüber war, hatte ich mich in sie verliebt. Danach kam ich oft mit ihr zusammen, denn ich hatte während unserer Ausflüge zu Wasser einiges über ihre Gespitzheiten erfahren, und mußte es gewöhnlich so einrichten, sie „zufällig“ wenigstens ein Mal im Tage zu treffen. Lulu war trotz ihrer schalkhaften Augen ein etwas hochmüthiges Personchen, und ich muß gestehen, daß sie nicht allzusehr ermunterte. Jedoch ich setzte meine Anstrengungen fort, und sie belohnte mich endlich mit einer Einladung in ihr Haus. Natürlich lernte ich keine Zeit, um mich dorthin zu begeben. Sie wohnte bei einem alten Onkel, der gleichzeitig als ihr Vormund figurirte, ein paar Meilen von Colombo entfernt.

Kurz nach 3 Uhr erreichte ich das Haus. Nachdem ich meine Karte abgegeben hatte, wurde ich von einem eingeborenen Diener in ein Zimmer geleitet, zu dem zwei oder drei Stufen hinaufzuführen, das also etwas tiefer lag. Es war nur spärlich beleuchtet und schien mir, als ich aus dem blendenden Sonnenlicht herintrat, leer zu sein. Aber das Rascheln eines Frauengewandes löste aus einer Ecke zu mir herüber. Ich sah Lulu sich von einem Stuhle erheben, um zu meiner Begrüßung herzukommen. Das Willkommen war vorüber, zu meinem Erstaunen hatte Lulu große Abendtoilette gemacht. Ich glaube jedoch, es wäre Bewohnheit in jenen Gegenden, so früh am Nachmittag sich in Toilette zu werfen und verließ bald in Bewunderung ihrer dunklen Schönheit. Lulu trug ein Kleid aus weißer, indischer Seide, am Nacken sehr tief ausgeschnitten und die Taille nur durch schmale Schulterbänder zusammengehalten. Ihre braune Büste, eingrahmt von weißen Spigen, strahlte von prachtvollen Diamanten, die an einem dünnen goldenen Ketten befestigt waren; aber ihre Arme waren frei von jeglichem Schmuck. Ich sah da, betrachtete diese herrlichen Arme, diese herrlichen Büschel, und vergaß darob alles Andere, bis sie zu sprechen begann, und mich auf diese Art wieder erweckte.

„Dies ist mein Musikzimmer“, sagte sie, „wie gefällt es Ihnen?“ Ich sah mich um und sagte ihr, daß es entzündend fände. Ein reicher orientalisches Teppich bedeckte den Fußboden, gerade neben meinen Füßen aber befand sich ein Loch, das durch den Teppich geschnitten war, den Fußboden durchbohrte und in Dunkelheit endete.

„Was bedeutet das?“ fragte ich, auf das Loch zeigend. „Ein bloßer Einfall von mir“, antwortete sie. „Es giebt einen festen Stehplatz für eine Stehlampe. Finden Sie, daß es das Zimmer verunziert?“

„O nein, durchaus nicht“, sagte ich, „es sieht nur etwas ungewöhnlich aus.“

Dann fragte Lulu, ob sie mir etwas vorkommen solle, und ich bat sie darum.

Sie ging ans Klavier und sang etwa ein halbes Duzend Lieder und begann darauf, einige ihrer National-Melodien anzustimmen mit langsamer träumerischer Bewegung, die meine geheimsten inneren Regungen wahrte. Ich sah laufend da und wurde bei jeder Note immer

verliebt. Plötzlich brach sie ihre Weise ab, und nachdem sie häufig ein Paar Armspangen, bestehend aus winzigen Silberglöckchen, über ihre Handgelenke gestreift hatte, brach sie in ein wildes Getöse aus, das rauch und nichtöndend klang nach den weichen Melodien von vorher. Ich war im Begriff, aufzuspringen, um ihr Vorklängen zu machen, als ich durch das plötzliche Erscheinen einer grünen Schlange gebannt wurde, die sich aus dem Loch im Fußboden aufrichtete, keine Elle von mir entfernt. Entsetzt wich ich zurück und fiel auf den leichten Stuhl, den ich bisher eingenommen hatte. Als ich wieder auf meinen Füßen stand, war die Schlange in nächster Nähe von Lulu. Ich nahm ein Album auf, das in meiner Nähe lag, um es nach dem Reiz zu werfen, in der Absicht, ihm das Rückgrat zu brechen. Da streckte Lulu ruhig ihre Hand aus und wickelte das erste Thier langsam um ihren Arm. Eine zweite Schlange kam aus dem Loch und wurde auf ihren anderen Arm genommen. Lulu hörte jetzt auf zu spielen, und sich auf dem Klavierstuhl umbredend, so daß sie mir voll ins Gesicht sah, ließ sie mittels einer kaum merklichen Handbewegung ein Glodenspiel erklingen, daß sie mit einem langsamen Gesange begleitete, der die Schlangen in Verzückung gerathen ließ. Sie antworteten auf diese Musik, indem sie an ihren Armen auf und ab glitten, rund um ihren Hals, über ihre Schultern, unter den Achselhöhlen hindurch, an den Armen wieder zurückkehrend, sich ringelten, rhythmisch, anmutig, schredlich. Lulu erhob sich von ihrem Stuhl und überließ sich einer Wälzerbewegung, die Schnelligkeit ihres Gesanges im Tange erhob.

Rings herum um das Zimmer tanzte sie, und die Schlangen bewegten sich immer schneller und schneller, während ich in der fernsten Ecke des Zimmers stand, zu entsetzt, um mich zu rühren. Endlich, als die Orgie auf ihrem Höhepunkt zu sein schien, stürzte ich auf die Veranda, sprang von dort auf die Landstraße, und hörte nicht eher auf zu laufen, bis ich mich in Colombo befand.

Ich verließ Colombo sofort und begab mich schnellig die Küste aufwärts nach Bombay, um die gefährliche Zauberin zu vergessen. Nützliches Bemühen! In Bombay traf ich einen alten Kameraden, Namens Austin, der ein Zweiggeschäft in Colombo hatte. Er kannte Lulu und erzählte mir, daß sie ungeheuer reich sei. Sie hatte es sich zur Wohnheim gemacht, die Schlangenprobe bei allen ihren Partys zu versuchen. Sie glaubte, daß der Mann, der diese Probe bestände, sie wahrhaft leidenschaftlich und um ihrer selbst willen liebt. Und ich — ich glaube das auch.

Wie die Monarchen umziehen.

Reisegepäck des deutschen Kaisers. Umzug der Zarenfamilie.

Niemand giebt so oft in seinem Leben um, wie die Monarchen und die Mitglieder ihrer Familien. Es mag diese Behauptung im ersten Augenblick sehr wunderbar klingen, man wird sie aber sofort als richtig erkennen, wenn man daran denkt, wie oft die Mitglieder der europäischen Regentenfamilien im Laufe eines Jahres ihren Aufenthalt wechseln. Fast überall giebt es besondere Sommer- und Winter-Residenzen, dann Aufenthalts- in Jagdschlössern, auf Schiffen und in Badeorten, Reisen zum Zwecke der Repräsentation oder zur Erfüllung von Regierungspflichten. Bei allen diesen Domizilveränderungen muß eine Menge von Gebrauchsgegenständen und notwendigen Dingen des Haushaltes mitgenommen werden, und die Beamten des Hofmarschallamtes nebst der Dienerschaft bilden sich allmählich zu wahren Virtuosen im sicheren und fabelhaft beschleunigten Ein- und Auspacken aus. Es handelt sich gewöhnlich darum, eine größere Anzahl von Gegenständen, zum Beispiel alles das, was auf dem Schreibtisch eines Monarchen oder eines Prinzen sich befindet, erst in dem Augenblick einzupacken, in dem der Besitzer das Zimmer verläßt.

Sobald zum Beispiel der deutsche Kaiser den Wagen bestiegen hat, um nach dem Bahnhof zu fahren, betreten die Diener sein Schreibzimmer und räumen hier in kürzester Eile auf. Eine Menge von Schreibtischnissen und besonderen Einrichtungen, von Wälzern, selbst von Rippzügen, die der Kaiser gewöhnlich ist, auf seinem Schreibtisch zu finden, werden in vorbereitete und besonders gearbeitete Behälter gepackt. Es giebt kommen in Lederbeutel oder Rissen, und wenige Minuten nachdem der Kaiser das Schloß verlassen hat, folgt ihm der Wagen mit den Dienern und dem letzten Gepäck nach dem Bahnhofe. Hier kommt dieses gewöhnlich im allerletzten Augenblick an, unmittelbar bevor sich der Zug in Bewegung setzt. Die Lederbeutel und Rissen werden in die Wagenabtheilung geschoben, in der die Dienerschaft sitzt, dann jagt der Zug aus dem Bahnhof hinaus.

Bei der Ankunft am Bestimmungsort ist der erste Wagen, der noch vor dem des Kaisers abfährt, derjenige, der die Diener mit den Gebrauchsgegenständen in schärfster Gangart nach

dem Schlosse oder der Privatwohnung bringt, die der Kaiser bezieht. In Kiel handelt es sich um die Hofwirthschaftsbahnhöfe zur Kaiser-Yacht „Hohenzollern“. Betritt der Kaiser kurze Zeit darauf das Arbeitszimmer im dem neuen Domizil so findet er auf und nahe dem Schreibtisch alle die Dinge, die er um sich zu haben gewöhnt ist, und ohne eine Minute Aufenthalt und Verzug kann die Arbeit wieder beginnen. Auch Bücher oder Zeitschriften, in denen der Kaiser gerade gelesen hat, werden mitgenommen, damit er die unterbrochene Lektüre im neuen Aufenthaltsort sofort wieder aufnehmen kann.

Es handelt sich aber nicht nur um diese Kleinigkeiten, die mitgenommen werden, sondern auch um ganze Wagenladungen von Wäsche und Gerberbe. Sogenannte Weißzeugkammern hat die deutsche Kaiser-Familie nur in Berlin und Potsdam. Hier ist Leib- und Haushaltungs-Wäsche in schönster Ordnung aufgestellt. In anderen Schlössern, wie in Wiesbaden, Kassel, ist nur die Haushaltungswäsche vorrätig, und es muß die Leibwäsche mitgenommen werden. In Rominten, Gabinen, wiederum befinden sich gar keine Wäschevorräthe; in großen Rissen werden die nothwendigen Bedeck-, Bettzüge, Handtücher und die Leibwäsche mitgenommen.

Ganze Wagenladungen bildet bei größeren Reisen die Garberobe. Die Uniformen der Infanterie, Kavallerie, Artillerie, Marine, inländische und ausländische Uniformen, Civil- und Sportanzüge werden mitgenommen, und selbst die Spazierhüte dürfen nicht vergessen werden. Der König von England verfügt zum Beispiel über eine Sammlung von mehr als tausend Spazierhüten, und er liebt es nicht, denselben Stod an zwei aufeinanderfolgenden Tagen zu tragen. Bei einer Reise in's Ausland werden daher Duzende von Spazierhüten mitgenommen, und der König bezeichnet gewöhnlich selbst jeden einzelnen derselben. Der König von England interessiert sich außerdem für das Einpacken so außerordentlich, daß er bei dem Verpacken gewisser ihm werthvoller Gegenstände selbst hülfsreiche Hand anlegt.

Das beim Domizilwechsel das Hofmarschallamt auch Vorräthe von Weinen, Eß- und Trinkgeschir, von Sigaren und Cigaretten befördert läßt, ist allgemein bekannt, ebenso daß ein Theil des Marktalles, bestehend aus Wagen und Reitpferden, aus Wagen verschiedener Art, aus Vorräthen von Zaumzeug und Geschirren nach dem neuen Domizil geschafft werden muß. Bei einer Reise oder bei einem Aufenthaltswechsel wünschen die Fürstlichkeiten aber auch die Einrichtungen, an die sie in ihren Schlafzimmern gewöhnt sind, stets an derselben Stelle wiederzufinden. Alle die hundert verschiedene Gegenstände, die den Toiletentisch einer fürstlichen Dame zieren, werden auf jeder Reise mitgenommen. Selbst Möbelstücke schafft man in zerlegtem Zustande fort; bekanntlich nahm ja Kaiser Wilhelm der Erste auf jeder Reise sein eierneßes Feldbett mit, weil er gewohnt war, in diesem auf einer einfachen Matratze und einem Koppkissen zu schlafen, und sich mit einer einfachen Decke während der Ruhe zugedecken.

Der Kaiser von Oesterreich nimmt sogar stets den Tisch mit sich, an dem er isst; es ist dies ein Tisch mit einer ganz besonderen Platte. Kaiser Franz Joseph hat nämlich, wenn er allein isst, eine Abneigung gegen das Tisch-tuch, und der besonders für ihn hergestellte Tisch ist so eingerichtet, daß das Tisch-tuch überflüssig wird. Diesen Tisch nimmt man, nachdem man die Beine aus der Platte herausgeschraubt hat, im Reisegepäck mit.

Die meisten Möbel führt beim Reisen und beim Aufenthaltswechsel die russische Kaiserfamilie mit sich, und ein Umzug vom Winter-Palais in St. Petersburg nach Livadia ist keine Kleinigkeit. Die Einrichtungen der Wohn-, Schlaf- und Arbeits-Zimmer werden mit dem gesamten Mobilier verpackt und im Extrazuge nach Livadia geschafft. Selbst Teppiche, Portieren und Uebergarbinnen werden mitgenommen, weil das Auge des Zaren und der Zarin an diese Gebrauchsgegenstände gewöhnt ist. Der Zar hat eine Bibliothek von mehr als achtzigtausend Bänden. Von diesen wird bei jeder Reise nach Livadia ein großer Theil eingepackt, damit der Zar jederzeit das gewünschte Buch zur Hand habe. Allein der Umzug der Bibliothek bedeutet eine Arbeit, von welcher sich nur Derjenige einen Begriff machen kann, dem einmal die schwere Pflicht obgelegen hat, Tausende von Büchern ein- und auszuwickeln und wieder an die richtige Stelle in den Regalen aufzustellen.

Für die Kinder der Zarenfamilie werden ebenfalls sämtliche Möbel, aber auch alle Gebrauchsgegenstände mitgenommen. Ganze Rissen sind mit Puppen und Spielzeug gefüllt, und es ist ja bekannt, daß auf den Reisen der Zarenfamilie, wenn die Kinder daran theilnehmen, auch eine lebende Kuh mitgenommen wird, welche die Milch für die Kinder in stets

gleichmäßiger Qualität zu liefern hat. Selbst wenn die Kaiserin von Deutschland in die Sommerfrühe geht und für einige Zeit Aufenthalt auf ihrer Yacht „Jduna“ nimmt, die sonst mit allen Einrichtungen für einen längeren Aufenthalt versehen ist, muß doch noch eine Menge von Kleinigkeiten mitgenommen werden, um auch auf dem Schiffe Verwendung zu finden. Mehrere Duzend Photographien mit aufstellbarem Rahmen, die Verwandte und Freunde der Kaiserin darstellen, bringt sie stets auf die „Jduna“ mit, packt sie selbst aus und vertheilt sie auf den verschiedenen Möbelstücken und Paneelbrettern. Ist der Aufenthalt auf der „Jduna“ vorüber, so nimmt die Kaiserin diese Photographien wieder herunter und überlegt sie der Dienerschaft zum Verpacken. Briefpapier, Telegrammformulare, Schreibmaterialien, photographische Apparate und Utenstilen, Ruftasteln, Musik-Instrumente, Wappen, Truhen, Rissen, Rippzügen u. s. w. werden auch für den kurzen Aufenthalt auf der „Jduna“ mitgeführt.

Wie bereits erwähnt, haben die Offizianten eine ganz besondere Kleidung im Ein- und Auspacken, und es passiert selten, daß unterwegs etwas zerbricht; unangenehm ist ein solcher Vorkall natürlich immer, besonders wenn es sich um einen Erinnerungsgegenstand mit Belätswerth handelt. Sehr erleichtert wird das Verpacken dadurch, daß besondere Rissen mit verschließbaren Deckeln vorhanden sind, und daß beim Verpacken Leute verwendet werden, die etwa von Fischlerei verstehen.

Man muß einmal einen Umzug der deutschen Kaiserfamilie vom Neuen Palais bei Potsdam nach Berlin mit angesehen haben, um zu begreifen, daß es sich hier wirklich um einen Umzug handelt, wie ihn jede Privatfamilie glücklicherweise nur selten zu bewerkstelligen hat. Schon tagelang vorher sind große Magazinwagen des Marktalles unterwegs; dann kommen ganze Reihen von Möbelwagen, die sich von Potsdam nach Berlin in Bewegung setzen.

Am eigentlichen Umzugstage tritt früh der Marktall in ganzen Kolonnen den Markt an, wobei unterwegs, gewöhnlich in Wannsee, Station gemacht wird, um Thiere und Leute etwas ruhen zu lassen. Am eigentlichen Umzugstage erkennt man den großen Raum zwischen dem neuen Palais und den Commons gar nicht wieder. Unglaubliches Möbelwerk aus Potsdam mit noch ungläublicherer Bespannung bildet eine ganze Wagenburg, denn auch das Gepäck der Hofdamen und Cavaliere, der Beamten, der Dienerschaft wird verladen und geht entweder nach der Wildparkstation, um hier in einen Extrazug gebracht zu werden, oder per Achse in einer Tagesfahrt nach Berlin.

Geht der Kaiser zu längerem Aufenthalt nach der „Hohenzollern“, so befinden sich unter dem Gepäck ganz besonders interessante Gegenstände, die sonst nicht mitgenommen werden. Es sind dies Sportpreise, die der Kaiser bei verschiedenen Regatten und maritimen Sportkämpfen sich erworben hat. Es handelt sich zum Theil um sehr große Dekorationsstücke, wie Vasen, Tafelaufsätze, sogenannte Cups, Figuren in Bronze, Silber, Gold, in Eisenblech und Ebenholz. Diese Sportpreise, die eine prächtige und passende Dekoration der kaiserlichen Yacht bilden, werden sofort nach der Ankunft an Bord an die bestimmte Stelle gesetzt und verbleiben da während der Anwesenheit des Kaisers. Wird die „Hohenzollern“ außer Dienst gestellt, so werden diese Kostbarkeiten meist wieder eingepackt und nach Berlin geschafft.

Bei den Reisen der englischen Königsfamilie ergeht sich für das Personal dadurch eine Erschwerung, daß die Hunderte von Gepäckstücken, die Rissen, Leder- und Leinwandstücke, die Klaffen und Körbe nur mit einer einfachen Nummer bezeichnet sind. Man vermeidet, eine Auffrischt anzubringen, aus welcher zu ersehen wäre, was der Inhalt des betreffenden Behälters ist. Man thut dies aus Gründen der Sicherheit; man will nicht Diebe veranlassen, sich an Gepäckstücke heranzumachen, die vielleicht Dinge von außerordentlichem Werth enthalten.

Solche Dinge von großem Werth, die jeder Regent mit sich führt, sind zum Beispiel die Ordenssammlungen, welche, da die Orden meist mit Brillanten versehen sind, einen Werth von mehreren Millionen haben. Bei den Reisen des deutschen Kaisers bleibt die schwere, eiserne Reisetasche, welche die wichtigsten Orden enthält, unter der besonderen Obhut von Beamten, die sie mit sich in das Coupe nehmen. Wenn aber zum Beispiel der König von England einen Theil des Goldgeschirrs mitnimmt, das sonst in Windsor aufbewahrt wird und einen Werth von mehr als sechszehn Millionen darstellt, so fällt auch nur ein Theil dieses Geschirrs eine ganze Anzahl großer Rissen, und man fürchtet sich, diese mit der Bezeichnung „Goldgeschir“ zu versehen.

A. Oskar Kaufmann.